

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 37 (1959)
Heft: [7]

Artikel: So geht es nicht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1031877>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beziehung. Friedrich Heer (Wien), der bekannte Historiker und Publizist, spornte den Christen in der Geschichte zur Weltverantwortung und zum Offensein der Anliegen für die andern an. Hans Asperger (Innsbruck), Mediziner und Heilpädagoge, behandelte die Fragen der Sexualität, wie sie gerade den Studenten berühren.

Wieweit nun diese Besinnungstage beim Einzelnen ihre Wirkung gefunden haben, läßt sich nicht in Worten ausdrücken. Erfreulich ist, daß sehr viele Studierende, Dozenten und Altakademiker der Einladung gefolgt sind und den Weg zur Auseinandersetzung gefunden haben. Tatsächlich waren bei allen Vorträgen die Hörsäle überfüllt. In zwei Fällen mußte sogar in die naheliegende Peterskirche übersiedelt werden, die die Herbeiströmenden auch nur knapp zu fassen vermochte. Aber lassen wir uns nicht täuschen von der Masse. Der Schreibende dieser Zeilen kann den Eindruck nicht verwehren, daß bei vielen der Name des einen oder andern Referenten mehr angezogen hat als das Anliegen, aus dem heraus die ganze Aktion unternommen wurde. Mit einiger Sicherheit darf man aber doch behaupten, daß die Mehrzahl der Teilnehmer sich durchaus positiv zu dieser Auseinandersetzung gestellt hat. Schon nur die Anerkennung vieler, das Jubiläumsjahr auf diese Weise eingeleitet zu haben, darf als Erfolg gewertet werden.

Durch das erfreuliche Mitarbeiten und Mitwirken von Vertretern beider Konfessionen erhielt die Veranstaltung einen ökumenischen Charakter, ohne die Oekumene direkt zum Thema zu haben. In diesem Sinne haben die Tage auch dazu beigetragen, eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens und der Aufgeschlossenheit zu schaffen, welche die notwendige Voraussetzung für ein fruchtbares Gespräch zwischen den Konfessionen bildet. H. P. S.

So geht es nicht

«Sie wissen, wo wir stehen — sie sollen kommen!», meinte einmal ein römischer Prälat. Er wollte damit sagen, eine Wiedervereinigung der Christenheit kann sich nur ereignen, wenn die Abtrünnigen dorthin zurückkehren, wo ihre Väter abfielen. Damit würde das ganze Problem eigentlich nur zu einer organisatorischen Frage. Mehr oder weniger denken die meisten Katholiken so. Wir sind ja von Jugend auf gelehrt worden, unsere Kirche sei die allein seligmachende, weil sie eben allein den Anspruch erheben darf, die von Christus gestiftete und von seinen Aposteln organisierte Religionsgemeinschaft zu sein, weil sie allein im Vollbesitz der Wahrheit ist. Sie verwaltet die sieben heiligen Sakramente, und sie allein weist jene hierarchische Struktur auf, die im Evangelium und der Apostelgeschichte grundgelegt ist. Also gibt es für die Andersgläubigen nur eines — sich mit dem verlorenen Sohn auf den Weg zu machen — auf den Weg nach Rom, wo der Vater der Christenheit mit ausgebreiteten Armen auf sie wartet, aber sie sollen dabei das reumütige Bekenntnis nicht vergessen: «Pater, peccavi — Vater, ich habe gesündigt . . .».

Aber gerade die Parallele zum Gleichnis vom verlorenen Sohn zeigt, daß unsere Rechnung nicht so glatt aufgeht. Es steht dort nämlich etwas, was nicht den Sohn, sondern den Vater betrifft: «Er (der verlorene Sohn) war noch weit entfernt, als ihn sein Vater sah. Und von Mitleid gerührt, ging er ihm eilends entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn» (Lk. 15, 20). Damit ist eigentlich alles ausgesagt über unser wahres Verhalten gegenüber den irrenden Brüdern und Schwestern. Wir dürfen uns nicht selbstgenügsam und überheblich in unsere wohlgebaute Burg zurückziehen und die andern dem Schicksal überlassen: «Sie wissen ja, wo wir wohnen, sie sollen kommen!» Die Trennung muß uns in der innersten Seele wehtun, sie muß eine offene Wunde bleiben, die uns schmerzt. Und dieser Schmerz wird uns drängen, stets Ausschau zu halten, ob sich die Vermißten auf dem Heimweg befinden. Und sobald wir sie erspähen — und mögen sie noch in weiter Ferne sein —, sollen wir entgegeneilen, und die Begegnung wird zu einem Freudenfest ohnegleichen. Auch nicht der geringste Vorwurf dürfte über unsere Lippen kommen.

Von einem unerhörten Entgegenkommen ist also hier die Rede. Aber darf die Kirche denn irgendwelche Zugeständnisse machen? Auf jeden Fall viel mehr, als wir gemeinhin annehmen. Gewiß, von der Heiligen Schrift, vom Dogma, vom kirchlichen Amt und Kult, soweit sie göttlicher Einsetzung sind, darf sie kein Jota preisgeben. Aber daneben ist in der kirchlichen Disziplin und Frömmigkeit manches gewachsen, das ebenso gut anders sein könnte, anders sein dürfte und in vielen Fällen auch anders sein sollte. Kardinäle und Kanoniker sind nicht von Gott eingesetzt (ihre Schleppen und Mäntelchen noch weniger!) Das Bischofsamt ist göttlicher Einsetzung, die Pontificalien sind menschliche Zutat. Der Priester ist gemäß der Schrift Mittler zwischen Gott und den Menschen, aber daß er (in der lateinischen Kirche) ehelos lebt und eine besondere Gewandung trägt, ist rein kirchliche Vorschrift. Latein ist weder die älteste noch die einzige Sprache der kirchlichen Liturgie, und ein fromm vorgetragener Choral von Johann Sebastian Bach kann ein christliches Gemüt ebenso erbauen wie ein melismenreiches Graduale. Wenn uns unsere eigenen kirchlichen Traditionen lieb und teuer sind, warum sollten wir von den andern verlangen, ihre eigenen radikal aufzugeben, wenn sich darin nichts Haeretisches vorfindet. Mit andern Worten, wenn sie schon bereit sind, in das Haus der einen heiligen katholischen und apostolischen Kirche zu übersiedeln, warum sollte man ihnen nicht gestatten, ihre Zimmer nach eigenem Geschmack zu möblieren und auszustatten, wenn sie nur nicht gegen die Ordnung und Disziplin des Hauses verstoßen. Diese Blickrichtung des dornenvollen Problems ist durchaus nicht rein theoretischer Art. Bereits gibt es bedeutsame lutherische Theologen, die unsere katholische Lehre unterschreiben, alle sieben Sakramente — und die hierarchische Struktur mit dem Primat des römischen Bischofs an der Spitze anerkennen, aber zugleich erwarten, daß man ihnen im Raum der katholischen Kirche gestattet, evangelische Bistümer zu gründen mit einer eigenen Verfassung und einer besonderen Liturgie. Ist diese Hoffnung Utopie? Wir glauben nicht. Warum sollte man den Katholiken evangelischer Prägung verweigern, was den unierten Katholiken östlicher Riten gestattet ist? Darüber zu befinden, ist freilich einzig und allein Sache der kirchlichen Autorität. Das kommende

Konzil wird sich zweifellos mit solchen Fragen befassen müssen. An uns aber ist es, zu beten, daß der Heilige Geist den Heiligen Vater und die Bischöfe des katholischen Erdkreises mit wahrer Großmut und Hochherzigkeit erfülle, damit sie nicht an sekundären Dingen festhalten, wo Wesentliches auf dem Spiele steht. Unterdessen wollen wir selber den Geist christlicher Solidarität pflegen und unsern Glauben durch Werke der Liebe empfehlen. Das ist die einzige Propaganda, die sich vor dem Evangelium verantworten kann.

P. Vinzenz

St. Johann im Toggenburg

Es ist ein gar schönes Ländchen, das Toggenburg. Grüne Matten, freundliche, betriebsame Dörfer links und rechts der Thur, die einem Kanton ihren Namen gegeben hat, ein Tal, das bei Wil sich öffnet und langsam, besonders von Lichtensteig ab, höher wird, um bei Wildhaus, der Geburtsstätte Zwinglis, den Scheitelpunkt und den 1100 Meter hohen Paß zwischen Thur und Rhein zu erreichen.

In diesem Hochtal, viel besucht im Sommer, noch viel mehr im Winter, auf der einen Seite das Säntis-Massiv, auf der andern die Churfürsten, die hier noch lange nicht so wild und unnahbar erscheinen wie vom Walensee aus, liegen zwei Ortschaften, Alt- und Neu-St.-Johann, deren Geschichte eng verbunden ist mit einem ehemaligen Benediktinerstift.

Um das Jahr 1150, so berichtet die Tradition, soll das obere Thurtal bei dem heutigen Alt-St.-Johann an zwei Waldbrüder, Milo und Thüring, gekommen sein, und dies durch einen gewissen Wenzel von Ganterswil. Eine Einsiedlerzelle war also Ursprung eines Klosters, denn bald ließen sich hier Benediktiner aus dem Kloster Trub im Emmental nieder. An ihrer Spitze stand Abt Burkard, den man später als Gottseligen verehrte. Papst Eugen III. war dem jungen Kloster ein großer Gönner. Dasselbe erhielt Güter und Rechte in der ganzen Gegend, so in Neßlau und Bußnang, besaß das Recht der freien Abtwahl, stand unter dem Schutz des Grafen von Toggenburg und erhielt von diesem das Fischereirecht in der Thur.

Als 1468 die Grafschaft Toggenburg an die Abtei St. Gallen kam, wurde der Abt von St. Gallen Schutzvogt über das Kloster Alt-St.-Johann. Aber schon bald brach der Sturm auch über das Kloster im obern Thurtal herein: in der Glaubensspaltung zerfiel der Konvent. Der Abt mußte nach dem friedlicheren Vorarlberg flüchten, wo das Kloster die Pfarrei Götzis verwaltete und Güter besaß. Feuer suchte Alt-St.-Johann heim!

Da nahm sich Abt Otmar II. von St. Gallen des Klosters an. Man hegte schon die besten Hoffnungen, da traf ein neuer Schlag den Konvent: ein neuer Brand anno 1626. Und nun baute man nur einen kleinen Teil des Klosters wieder auf, eine bescheidene Propstei. Das eigentliche Kloster verlegte man nach Neu-St.-Johann bei Neßlau. Im Jahre 1680 wurde die neue Klosterkirche zu Ehren des Evangelisten Johannes und des Täufers geweiht.